

NACHRICHTEN

Dann nehmen wir Berlin...

Berlin. 15 Jahre hat sich einer der ungewöhnlichsten Musiker der Pop-Geschichte nicht in hiesigen Breitengraden blicken lassen – doch nun kommt Melancholie-Meister Leonard Cohen für ein einziges Konzert nach Deutschland. Der kanadische Autor und Songschreiber („First we take Manhattan“) tritt am 30. August in der Berliner Waldbühne auf. Karten gibt es ab sofort in allen Geschäftsstellen der „Freien Presse“. (tim)

www.freiepresse.de/tickets

Blasmusikalische Jahreskonzerte

Thum. Das Jugendblasorchester Thum gibt am Wochenende zwei seiner beliebten Jahreskonzerte im Volkshaus der Stadt. Unter dem Titel „Meisterwerke sinfonischer Blasmusik“ erklingen am Samstag um 19 Uhr und am Sonntag um 15 Uhr Werke von Camille Saint-Saens und Dimitri Schostakowitsch, aber auch Folkloristisches. Unter der musikalischen Leitung von Thomas Conrad, Robin Kürschner und Alexander Richter haben die 60 Musiker ein breites Repertoire an sinfonischer Blasmusik zusammengestellt. Das gleiche Programm ist am 19. April um 19,30 Uhr im Eduard-von-Winterstein Theater in Annaberg-Buchholz zu erleben. (tim)

1,9 Millionen Theater-Zuschauer

Kamenz. Etwa 1,9 Millionen Zuschauer besuchen jährlich die öffentlichen Theater in Sachsen. Wie das Statistische Landesamt gestern in Kamenz mitteilte, blieb damit die Zahl seit der Spielzeit 1995/96 nahezu konstant – und dies trotz sinkender Einwohnerzahl, wie Sachsens Kunstministerium hervorhebt. Zudem sei trotz erheblichen Personalabbaus auch das Angebot mit rund 7000 Veranstaltungen jährlich erhalten geblieben. Besonders beliebt seien Oper, Schauspiel sowie Kinder- und Jugendtheater, hieß es. In Sachsen gebe es derzeit insgesamt 15 öffentlich getragene Theater mit 72 Spielstätten. Damit stehe jedes zehnte öffentliche Theater Deutschlands in Sachsen. (ddp)

www.statistik.sachsen.de

Herbert Köfer bringt Memoiren heraus

Berlin. Nach fast 70 Jahren im Schauspiel-Beruf hat Herbert Köfer seine Lebenserinnerungen aufgeschrieben. Seine Autobiografie „Nie war es so verrückt wie immer“ stellt der 87-Jährige heute in Berlin vor, wie der Eulenspiegel Verlag mitteilte. Populär wurde Köfer in rund 80 Filmen und Fernsehspielen, insbesondere in Komödien und durch seine Rolle des Rentners Schmidt in der Serie „Rentner haben niemals Zeit“ (1978). Zu seinen ersten Rollen gehört er in der NS-Zeit spielende Film „Nackter unter Wölfen“ von 1962. (ddp)

KURZ GEMELDET

Whittaker geht auf Tour Zwickau/Chemnitz. Roger Whittaker kommt Anfang nächsten Jahres nach Sachsen, und zwar am 27. Januar in den Kulturpalast Dresden, am 10. Februar in die Stadthalle Zwickau, am 10. März in die Stadthalle Chemnitz und am 13. März in die Arena Leipzig. Karten gibt es ab heute in allen Geschäftsstellen der „Freien Presse“. (tim)

www.freiepresse.de/tickets

Falsche Schauspieler
Freiberg. Auf dem in der Diensausgabe abgedruckten Foto zur Freiberg „Othello“-Premiere war nicht Maren Borrman als Desdemona, sondern Conny Grottsch als Emilia abgebildet. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen. (tim)

Motörhead-Bässe zur Rave-Party

Die Sonic Boom Foundation aus Leipzig gilt als beste Nachwuchsband des Ostens – Ziel ist internationaler Markt

VON TIM HOFMANN

Leipzig. Die Sonic Boom Foundation aus Leipzig kann sich offiziell als „beste ostdeutsche Nachwuchsband“ bezeichnen. So ist das, wenn man den von Veranstalterlegende Fritz Rau initiierten f6-Music Award gewonnen hat. In der Regel sagen solche Preise nicht all zu viel aus, doch bei dem Leipziger Quartett macht es die Masse: In den letzten zwei Jahren hat die Sonic Boom Foundation an 20 (!) derartigen Auscheiden teilgenommen und den Großteil davon ebenso haushoch für sich entschieden wie den diesjährigen f6-Award.

Ein Grund dafür: Die Band besteht nicht aus Nachwuchs-Musikern, sondern scharft sich um Joey Adler und Steffen Gräfe, die mit ihrer Gruppe Think About Mutation in den 90ern zu den wichtigsten Initiatoren bei der Verschmelzung von hartem Rock und Techno zählten. Da ist es dann auch kein Wunder, dass die Sonic Boom Foundation mit einem ähnlichen Ansatz zum Originellsten zählt, was der Untergrund derzeit zu bieten hat. Ohne Gitarren, dafür mit einem mörderisch, durch vier Marshall-Boxen angezerrten Bass und massig quirligen Rave-Sequenzen fabriziert die Foundation einen krachigen Elektro-Rock, der seinesgleichen sucht.

Das mit dem Newcomer-Wettbewerb sieht Joey Adler daher auch entspannt: „Wir machen das vor allem, um Konzerte zu bekommen. Vor allem im Westen kommt man ohne Plattenvertrag nämlich kaum irgendwo rein.“ Blieb den Leipzigern nur ein Weg: Über Gewinne auf sich aufmerksam zu machen – Gewinne, die oft mit einem lukrativen Konzert verbunden sind. So konnte die Sonic Boom Foundation seit ihrer Gründung 2006 bereits mit Szenegrößen wie Deichkind, Faithless, Carl Cox oder Kosheen die Bühne teilen und auf großen Festivals wie dem Nature One, dem Sonne Mond Sterne, dem Highfield,



Beim F6-Award hat die Sonic Boom Foundation die Konkurrenz weit abgehängt.

–FOTO: DANIELA KINZEL/VANDERDAN.COM

den Turntabledays oder bei Rave on Snow und Juicy Beats aufrocken. Etwa 50 Konzerte gibt die Foundation auf diese Weise im Jahr.

Das mit dem fehlenden Plattenvertrag, in der Regel eine Grundbedingung für die Teilnahme an Wettbewerben, ist bei den Leipzigern, die bereits zwei Alben veröffentlicht haben, laut Joey Adler Absicht: „Da heutzutage nur noch wenig Platten verkauft werden, wollen Labels bei einem Deal eine Band immer inklusive aller Rechte. Die sind dann an T-Shirt-Verkäufen und anderem massiv beteiligt. So weit wollen wir unsere Seele aber nicht hergeben, da machen wir lieber alles selbst.“ Immerhin hat Adler dabei genug Erfahrung: Mit Think About Mutation war man bei Universal unter Vertrag und hat

te beste Bedingungen – trotzdem lieferte man nach der Unterzeichnung des vermeintlichen „Vertrags des Lebens“ Platten ab, die sich mit den vorherigen Meisterwerken nicht mehr messen konnten. Joey Adler: „Damals haben wir viele Fehler gemacht. Die werde ich mit SBF sicher nicht wiederholen.“

Deswegen hat die Band auch allein ein Jahr (!) in die Suche nach einem geeigneten Sänger investiert. Bedingung laut Adler: „Man muss mit ihm international bestehen können!“ Der Zufall führte die Band schließlich zu Funkmaster Franklyn, einem gebürtigen Briten, dessen akzentfreie Stimme irgendwo zwischen Hip-Hop-Großmeister und rauchigem schottischem Kneipenfolk liegt und den Songs eine ei-

genwillige Marke aufdrückt. Wie der Mann richtig heißt? „Wir arbeiten lieber mit Künstlernamen. Als deutsche Band wird man sonst doch international gar nicht ernst genommen. Außerdem mag ich beispielsweise meinen richtigen Vornamen überhaupt nicht. Das einzig Coole daran ist, dass ein ‚ö‘ drin vorkommt – wie in ‚Motörhead‘, hahaha!“

DISKOGRAPHIE

Think About Mutation: „Motorrazor“ (1993); „Housebastards“ (1994); „Hellrazer“ (1996); „Virus“ (1998); „Highlife“ (1999); Sonic Boom Foundation: „Create Yourself“ (2006); „Pie & Mash“ (2007).

www.the-sbf.de www.myspace.com /thesonicboomfoundation

Hervorragend zerkatschter Silbensalat

Udo Lindenberg mit neuer CD

VON TIM HOFMANN

Hamburg. Morgen ist es soweit: Udo Lindenberg veröffentlicht mit „Stark wie Zwei“ nach vielen Jahren wieder ein Album mit neuen Liedern. Die Erwartungshaltung der Fans ist dabei am Boden: Hatte der Deutscherrock sich in den letzten Jahren doch vornehmlich der Selbst-Demontage gewidmet, nachdem die allermeisten seiner Ergüsse aus den 70ern bereits nur noch für ganz treue Anhänger verdaulich gewesen waren.

Daran gemessen ist „Stark wie Zwei“ eine beachtliche CD: Einfühlsam, griffig und vor allem klanglich hervorragend in Szene gesetzt, bietet Udo Lindenberg 14 (hauptsächlich ruhige) Lieder, die er zusammen mit Größen wie Jan Delay, Silbermond, Annette Humpe, Till Brönner oder Helge Schneider verfasst und eingespielt hat. Allerdings sollte man sich davon nicht zu viel versprechen: Der Tenor liegt klar auf Lindenburgs Schubbiabbadududücher-Organ und seiner un-nachahmlichen Art, alle Silben vorm Singen zu Salat zu zerkatschen. Die Gäste (außer Helge Schneider) sind fast immer nur Staffage. Das wiederum macht fast nichts, denn in so guter Verfassung wie auf seiner superb produzierten neuen CD hat man den mittlerweile 61-Jährigen lange nicht gehört. Und auch, wenn die Zeiten der politisch engagierten Songs, die den Mann in den 70ern und 80ern zum Kult gemacht haben, vorbei sind: In „Interview mit Gott“ kratzt der Meister sogar ein wenig an der Größe von „Wozu sind Kriege da“...

LINDENBERG LIVE

8. Oktober Messehalle Erfurt, 9. Oktober Arena Leipzig und 15. Oktober Max-Schmeling-Halle Berlin. Karten gibt es in den Geschäftsstellen der „Freien Presse“.

www.freiepresse.de/tickets

Wie der Staat gehärtet wurde

Der russische Autor Vladimir Sorokin beschreibt im neuen Roman „Der Tag des Opritschniks“ eine düstere Anti-Utopie seines Landes

VON ULRICH STEINMETZGER

Moskau. Benommen und beklommen hat einen bis dato noch jeder Sorokin-Roman zurückgelassen. Wüste Mixturen aus Trash und mystischem Raunen, aus Fantasy, Porno, Parodie und sozialem Realismus. Vaterländische Abgesänge, bei denen sämtliche Körpersäfte spritzen. Linientreue haben ihm den Prozess gemacht, der Rest der Welt begrüßt ihn mit Anerkennung.

Vladimir Sorokin, 52-jähriger Vater von Zwillingen aus Moskau, bildet mit Viktor Pelewin und Viktor Jerofejew ein disparates Triumvirat der nachsowjetischen Postmoderne. Schockierende Verwirrspiele insze-

niert er, wobei er ehre und leere Mythen quirlt, bis sie in ihre Gegenteil verkehrt sind.

So ist das auch im neuen Roman „Der Tag des Opritschniks“. Und doch anders, denn nie war Sorokin so unverstellt politisch. Man kann bei seiner Anti-Utopie im Windschatten von Orwell und Huxley gar nicht anders, als jüngste Ereignisse um Putin & Co mitzudenken. Der Autor dreht die Schraube nur weiter: Im Jahr 2027 ist Russland wiedergeboren: einig, reich und riesig nach einem großen Wandel zum klerikalen Absolutismus. Es regiert der Gossudar, dessen Vater 2011 mit dem Bau der großen Westmauer begonnen hatte. Nun steht sie, die Länder da-

hinter hängen am Öltropf. Der Gas-hahn wird periodisch zugezogen, der Rubel steigt gegenüber dem Yang. Sibirien ist mit 28 Millionen Chinesen besiedelt, die ausländischen Supermärkte sind abgeschafft. Das Angebot der Lebensmittelläden ist überschaubar, „saubere“ Drogen sind legalisiert, damit das Proletariat beschwingt sein Soll erfüllt. Die Lenineleiche ist weggeräumt, und der Kreml weiß getüncht als Symbol des neuen Leuchtens. Europa sieht, weil Russland seinen archaischen Untertanengeist reaktivieren konnte.

Dazu braucht der Herrscher eine Leibgarde wie Iwan der Schreckliche. Die Opritschnina, die einst schon so hieß, rekrutiert sich aus blutrünsti-

gen Hochschulabsolventen. Sie ist ein Staat im Staate, ausgestattet mit modernster Technik. Andrej Komjaga zählt zum inneren Kreis. In pseudo-naivem Tonfall und streng aus der Täterperspektive protokolliert er einen Tag aus seinem der Sache ergebenen Leben.

Dies ist eine Grundkonstellation, bei der Sorokin seinem Affen Zucker gibt. Er türmt erzählerische Kabinettstücke, wenn er das durch die Jahrhunderte Staatstragende der russischen Beamtenseele auf die satirische Spitze treibt. Nur ist das Lachen darüber kein wirklich befreiendes. Komjaga hat viel zu tun, muss West-sender abhören, einen Blaublütigen kaltstellen und an der Gruppenver-

gewaltigung von dessen Witwe teilnehmen, er muss Gedichte zensieren, in die Kirche, zur Wahrsagerin und an die Badewanne der Gossudar. Er steht unter Stoff und unter Beobachtung, schläft zu wenig und schlägt zuviel. Er bleibt seiner Sache treu und diskutiert höchstens ein wenig nachts im innersten Kreis, den Sorokin in der Sauna zusammenruft, bevor sich dort im Finale die nackten Befehlsempfänger in einer monströsen Kollektivkopulation ineinander-schieben. Dann verliert das Sein das Bewusstsein. Vorübergehend...

Vladimir Sorokin: „Der Tag des Opritschniks“. Roman. Aus dem Russischen von Andreas Tretnner. Berlin Verlag, 222 Seiten. ISBN 978-3462039238, 18,95 Euro

Jüdische Nasen, schwule Taschen

Das Jüdische Museum Berlin zeigt eine Sonderausstellung über Klischees und Vorurteile

VON FIDES MIDDENDORF

Berlin. Eine lange, gekrümmte Nase, eine Schläfenlocke, ein kleiner Hut: Die Karikatur eines Juden zielt das Poster, mit dem das Jüdische Museum in Berlin für seine neue Sonderausstellung „Typisch! Klischees von Juden und Anderen“ wirbt. So bringt man auf den Punkt, was die Ausstellung vermitteln will: Nicht jede Karikatur eines Juden ist gleich antisemitisch. Und trotzdem können schablonenhafte Bilder und Vorstellungen leicht in dumpfe Ressentiments und Rassismus umschlagen.

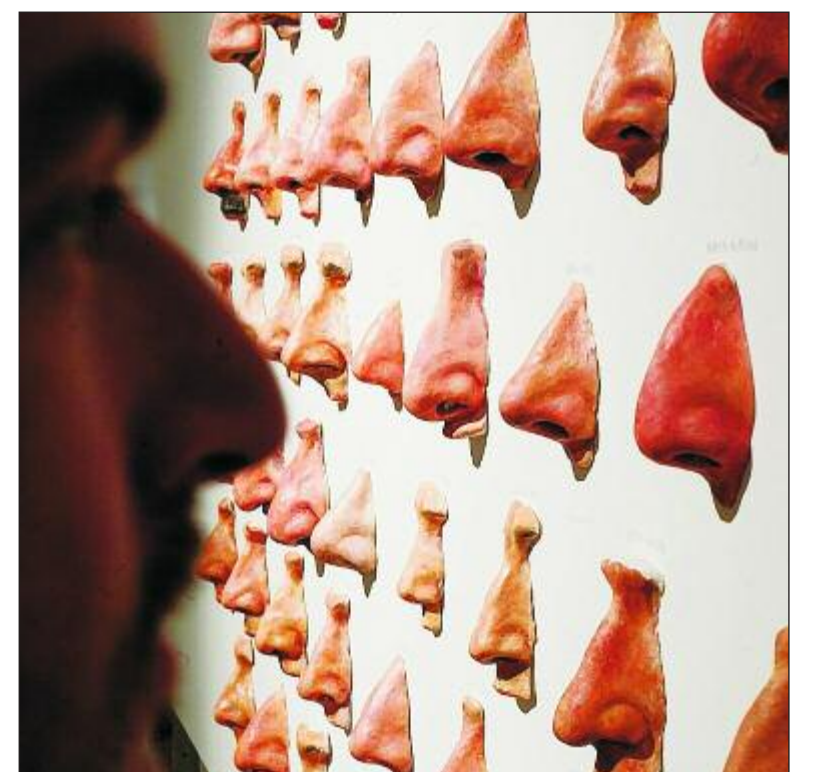
Auf 650 Quadratmetern werden seit heute Kunstwerke und Alltagsgegenstände gezeigt, die stereotype Botschaften über Juden, Muslime, Homosexuelle oder Afrikaner verbreiten. Den historischen Exponaten werden moderne Kunstwerke gegenübergestellt, die gezeigte Klischees konterkarieren. „Der Besucher soll sich überlegen, wie das alles zusammenhängt“, erklärte die Programm-

direktorin des Museums, Cilly Kugelmann, am Mittwoch. In 25 Themen-Räumen werden jeweils drei Exponate gezeigt: Ein Kunstwerk, das zur Typenbildung beiträgt, ohne direkt negative Vorurteile zu transportieren, und ein klischeebehaftetes Objekt aus der Alltagskultur. Diesen stereotypen Exponaten wird eine künstlerische Arbeit gegenübergestellt, die sich kritisch oder ironisch mit dem Thema auseinandersetzt.

In einem der Räume geht es um das Stereotyp der „jüdischen Nase“: In einer Glasvitrine steht eine abstrakte Skulptur des Bildhauers Rudolf Belling von 1927, die den Kunsthändler Alfred Flechtheim mit karikaturhaft langer, gekrümmter Nase zeigt. Neben dem Kunstwerk steht der „Büchermörgeli“, eine Quietschfigur aus Gummi, die den Kritiker Marcel Reich-Ranicki karikiert – ebenfalls mit riesiger Haken-Nase. Ad absurdum geführt wird das Klischee dann von der Skulptur „Jewish Noses“. „Es gibt viele klischeehafte Vor-

stellungen, die nicht unbedingt negativ gemeint sind, aber ins Negative kippen können“, erklärt Kugelmann. Ein Beispiel ist die Puppe „Gypsy Rose“, die ein folkloristisches Bild einer barfüßigen, schwarzhaarigen und Tamburin spielenden Zigeunerin zeigt: Auch solche verallgemeinernde Zuschreibungen zeigen die dumpfen Vorurteile, mit denen Sinti und Roma bis heute zu kämpfen haben.

Wie hartnäckig und bizarr Vorurteile sein können, beweist die Figur des „Tinky Winky“ aus der britischen Kinderserie „Teletubbies“: Weil das lila Wesen eine Handtasche trägt, forderte die Kinderbeauftragte der polnischen Regierung im vergangenen Jahr eine psychologische Untersuchung der Serie, die angeblich „homosexuelle Werte“ vermittele. So sensibilisiert die Ausstellung den Besucher nicht nur für alltägliche Klischees und eigene Denkmuster. Sie zeigt gleichzeitig, dass Stereotype der Nährboden für Menschenfeindlichkeit und Rassismus sein können.



„49 Jewish Noses“ nennt sich dieses Werk des US-amerikanischen Künstlers Dennis Kardon, das in der Ausstellung „Typisch! Klischees von Juden und Anderen“ zu sehen ist. Es zeigt die Nasenabdrücke bekannter jüdischer Menschen.

–FOTO: SEBASTIAN WILLNOW/DDP